

Frage zwischen 1866 und 1870, oder wenn Michael Wettengel das Thema in Ulm untersucht und Michael Hoffmann Ellwangen beisteuert.

Den historiographischen Teil bilden Michael Kitzings Beitrag zu Adolf Rapps „Die Württemberger und die nationale Frage von 1910“ sowie Tobias Hirschmüller mit der überraschenden Exegese des Werks Heinrich von Sybels, dem man die Kenntnis Württembergs nicht unbedingt zugetraut hätte.

Dieter Langewiesche schließlich widmete sich in seinem abschließenden Beitrag der nicht ganz einfachen Frage, warum sich Württemberg überhaupt im Deutschen Reich nach 1871 eine Sonderrolle sichern konnte, und zeigt im Vergleich mit anderen europäischen Staaten die Gründe für die „württembergische Souveränität“ im Kaiserreich auf.

Der Band ist verdienstvoll. Er lenkt den Blick wieder auf die spannende Epoche, in der sich Württemberg in die Moderne katapultierte, die Eigenstaatlichkeit verlor und dennoch einflussreich blieb. Die Hintergründe dieser Entwicklung, die schwierigen und komplexen Prozesse der Aushandlung der öffentlichen Meinung und die Bedeutung dieses Prozesses gibt der Band hervorragend wieder – und er stellt die richtigen Fragen für weitere Forschungen. Hoffen wir, dass die Forschung den Ball aufnimmt und sich wieder stärker dieser Zeit der Nationalstaatsbildung annimmt.

Daniel Kuhn

Die vergessene Ausbeutung, Kolonialismus und der Südwesten, hg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Stuttgart (Stuttgarter Symposium 2019, Schriftenreihe, 19). Ubstadt-Weiher: verlag regionalkultur 2021. 268 S. mit 37 Abb. ISBN 978-3-95505-263-8. Brosch. € 17,90

Der aus einem Symposium hervorgegangene Band nimmt sich eines lange Zeit doppelt vernachlässigten Themas an. Würde das Thema im Rahmen der deutschen Geschichtswissenschaft in jüngster Zeit bereits verstärkt aufgegriffen, wemgleich längst nicht erschöpfend erarbeitet, so besteht auf landes- und lokalgeschichtlicher Ebene hingegen großer Forschungsbedarf. Die zahlreichen lokalen Debatten um koloniale Erinnerungskulturen zeigen einerseits das große Interesse für das Thema und machen andererseits auf die notwendige Aufklärung über historische Rahmenbedingungen aufmerksam. Ziel des vorliegenden Bandes ist es, die lokale und regionale Kolonialgeschichte des deutschen Südwestens zu untersuchen. Seine Autor*innen fragen in ihren Beiträgen, wie der Südwesten in die kolonialen Ausbeutungsstrukturen verstrickt war, wie der Kolonialismus im Alltag wahrgenommen wurde und speziell, welche Rolle der schwäbische Pietismus dabei spielte. Wie selbstverständlich der Kolonialismus auch im Südwesten vorausgesetzt werden kann, spiegelt sich in den Grußworten, in denen unter anderem auf die „Namibia-Initiative“ des Landes Baden-Württemberg verwiesen wird.

Nach knapp skizzierten Überblick über die Forschungsliteratur behandelt Andreas Eckert in seinem ein Zitat von Jürgen Osterhammel aufgreifenden Beitrag „Ein Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit“, zentrale Stichworte der Forschungsdiskussion: Staatlichkeit, Kolonialverbrechen und Dekolonisation. Da das Verhältnis zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden dauerhaft ambivalent blieb, blieb auch die Kolonialherrschaft dauerhaft prekär. Zur Ausübung ihrer Herrschaft waren die Kolonialherren stets auf die Mitwirkung lokalen Personals angewiesen, weshalb sie in einem Beziehungsgeflecht aus Widerstand, Arrangement und Kooperation agierten. Das angestrebte Gewaltmonopol wurde unter Rückgriff auf die technische Überlegenheit mithilfe von Krieg und brutalster Gewalt-

anwendung durchgesetzt. Für Afrika lässt sich im Verlauf der Kolonialzeit kaum eine Hinwendung zu einer modernen „Gouvernementalität“ (S.40f.) beobachten. Seinen Beitrag beschließt Eckert mit einem Blick auf die Themenfelder „Panafricanismus“ und „afrikanische Diaspora“ (S.46) und verweist auf die zwei- bis dreitausend Afrikaner*innen, die in der Weimarer Zeit in Deutschland lebten. Herausgegriffen und kurz skizziert werden die Schicksale von Joseph Bilé (Kamerun) und Bayume Hussein (Ostafrika).

Im Anschluss befasst sich Rebekka Habermas mit den Akteur*innen des Kolonialismus und ihren Motiven. Mit ihrem Beitrag „Kolonialismus jenseits der Metropole“ fokussiert der Band nun auf die Wahrnehmung des Kolonialismus im deutschen Südwesten. Neben politischen, ökonomischen und wissenschaftlichen Motiven arbeitet sie als Besonderheit des Südwestens die vor allem in den ländlichen Gebieten große Bedeutung der Missionsvereine bei der Verbreitung kolonialen Gedankenguts heraus. Trotz einer vergleichsweise starken föderativen Struktur war der Südwesten von den gleichen kolonialen Denkweisen geprägt wie die anderen Regionen des Kaiserreichs. Ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal sticht jedoch deutlich hervor, und zwar sowohl hinsichtlich personeller als auch institutioneller Konstellationen: „die auffallende Dominanz des Religiösen“ (S.68). Dies galt geschlechter- und konfessionsübergreifend. Habermas leitet daraus die Schlussfolgerungen ab, dies habe zum einen mit der traditionell starken Stellung der Missionsvereine im Südwesten zu tun, denen es gelang, Räume zu erschließen, in die andere koloniale Akteure nicht vordrangen. Zum anderen seien damit neue Personenkreise in Kontakt zu kolonialen Themen gekommen. Und zum dritten hätten sich die starke Präsenz der Missionen und die Dominanz kolonialer Themen gegenseitig bestärkt.

Der folgende Beitrag von Bernd-Stefan Grewe und Heiko Wegmann stellt ein von der Stadt Freiburg initiiertes Forschungsprojekt zum Thema „Freiburg und der Kolonialismus“ vor. In Freiburg bestand – mit unterschiedlichen Nuancen – ein alle politischen und sozialen Milieus umspannendes Interesse an kolonialen Themen, das sich auch in öffentlichen Vortragsveranstaltungen an der Universität, in Ausstellungen, Kinofilmen und Darbietungen von Tanzgruppen äußerte. Auch die liberalen Zeitungen bedienten dieses Interesse. Eine besonders prokoloniale Haltung nahmen die Vertreter*innen des liberalen, bürgerlichen, vor allem protestantischen Milieus ein, unter denen auffallend viele aus anderen Regionen des Reiches nach Freiburg gekommene Männer und Frauen waren. Dem lokal aktiven Ableger der Deutschen Kolonialgesellschaft gehörten die rund einhundert einflussreichsten Bürger der Stadt an, darunter unter anderem Kaufleute, Professoren, Fabrikanten, Privatiers und Reichstagsabgeordnete. Das katholische Milieu nahm eine stärker ambivalente Haltung zur Kolonialpolitik ein. In ihrem Blickpunkt stand weniger die Frage politischer Kolonialherrschaft als vielmehr die christliche Missionierung. Die Katholiken betrachteten die Kolonisierten v. a. unter religiösem Aspekt. Dies war aber kein Widerspruch zu den protestantischen Interessen. Ein Blick auf die Arbeiterschaft bestätigte die lange in der Forschung vertretene Meinung einer kolonialismus- und imperialismuskritischen Haltung nicht, vielmehr ließ sich ein latenter Rassismus beobachten. Als Ergebnis des Forschungsprojekts wird eine kolonial geprägte Stadtgesellschaft sichtbar gemacht.

Carsten Gräbel untersucht in seinem Beitrag die Landesuniversität in Tübingen. Nach einer gewissen Anlaufzeit war das kolonialwissenschaftliche Lehrangebot breit gefächert. Am Beginn stand im Wintersemester 1889/90 die bei den Historikern angebotene Vorlesung zur Geschichte des Kolonialismus. Vor allem angehende Theologen besuchten aus missionarischem Interesse die angebotenen Kolonialvorlesungen. In den dreißig Jahren bis zum

Ende des deutschen Kolonialreiches wurden ungefähr 30 einschlägige Lehrveranstaltungen gehalten, vor allem in den Fächern Geschichte, Geographie, Geologie und Missionskunde. Besonders bemerkenswert ist dazu im Vergleich, dass zwischen dem Wintersemester 1919/20 und dem Sommersemester 1929 über zweihundert Lehrveranstaltungen angeboten wurden, im Dezennium bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs nahm deren Zahl nochmals um fast fünfzig Prozent zu. Auch das Kriegsende führte zu keinem kompletten Schnitt. Die Beiträge, die die einzelnen Disziplinen zum Lehrprogramm beitrugen, werden knapp skizziert. Im Ergebnis kann festgehalten werden, dass sich beim Auf- und Ausbau des kolonialwissenschaftlichen Lehrprogramms persönliche Interessen in Forschung und Lehre sowie die Förderung seitens Universität, Ministerien und externer Einrichtungen wechselseitig bestärkten. Wenn auch deutlich reduziert, blieb in der Nachkriegszeit koloniales Denken noch lange präsent.

Der Beitrag von Anne Junk widmet sich der Neukonzeption der kolonialzeitlichen Sammlung am Offenburger Museum im Ritterhaus. Die Ursprünge der Sammlung reichen ins Jahr 1894 zurück, sechs Jahre später konnte das Museum für Natur- und Völkerkunde eröffnet werden. Nur neun, zumeist deutlich größere deutsche Städte öffneten ihre ethnographischen Sammlungen früher. In den 1980er Jahren begann eine Diskussion um die Rechtmäßigkeit der Sammlungen an europäischen Museen. Erste Rückgabeforderungen vor allem menschlicher Überreste wurden laut, verebten aber. Ab 2017 erhielt die Diskussion um das koloniale Erbe wieder Aufwind. Die Offenburger Neukonzeption nahm daraus wichtige Impulse auf. Die große Herausforderung bei der Präsentation ist es, keine rassistischen Darstellungen zu übernehmen. Am Beispiel der Sammlungen von Missionaren, Entwicklungshelfern und Reisenden können die Kolonialzeit, ihre Folgen und ihre Spuren in der Stadt, aber auch in der Werbung, in der Sprache, in der Kunst etc. präsentiert werden. Als äußerst schwierig erwies sich die Erforschung der Provenienz. Sie wird in den nächsten Jahren im Fokus stehen, und ihre Erkenntnisse sollen weiterhin in die Objektbeschreibungen einfließen.

Im zweiten Teil des Offenburger Beitrags fragt Wolfgang M. Gall nach den „kolonialen Spuren im öffentlichen Raum“ (S. 148). Wiewohl Offenburg keinen direkten Kontakt mit den aus den Kolonien ankommenden Waren hatte und kein lokales Unternehmen seinen wirtschaftlichen Aufstieg deutschen Kolonien verdankte, hatte auch Offenburg eine koloniale Vergangenheit. Es gab Kolonialwarenläden und einen lokalen Ableger der Deutschen Kolonialgesellschaft. Kaufleute, Missionare, Siedler und Soldaten zogen in die Kolonien. Zwei sogenannte Ehrentafeln erinnern beispielsweise an den militärischen Einsatz von Offenburgern in Südwestafrika und in Ostasien. Das Museum erwarb aktiv *Ethnographica*, erhielt aber auch Exponate von Offenburger Bürger*innen als Geschenk für die Sammlung.

Die Thematik des Tagungsbands ergänzend wurde ein Beitrag von Katharina Ernst und Margret Frenz aufgenommen, der sich mit der Kolonialausstellung 1928 in Stuttgart befasst. Er zeichnet die Organisation der Ausstellung sowie ihre Finanzierung und Gestaltung nach. Wiewohl Kolonial- und Weltausstellungen im 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts ein gefragtes Massenmedium waren, zeigte sich in Stuttgart, dass die Organisatoren offensichtlich das politische Interesse an der Ausstellung überschätzt hatten, rechneten sie doch mit deutlich stärkerer finanzieller Förderung seitens des Reiches, des Landes und der Stadt Stuttgart. Die Ausstellung wollte Wissen vermitteln, verfolgte aber auch wirtschaftliche Belange. Das Begleitheft ist kolonialrevisionistisch ausgerichtet. Was die geschätzten Besucherzahlen anbelangt, konnte das selbst gesteckte Ziel nicht erreicht werden. Dennoch war die Presse-

berichterstattung vorwiegend positiv. Der Schwäbische Merkur, der selbst eine prokoloniale Haltung vertrat, war besonders zustimmend, aber auch der Filderbote äußerte sich lobend. Die sozialdemokratische Schwäbische Tagwacht nahm noch die kritischste Haltung ein, verwarf aber eine mögliche Revision des deutschen Kolonialbesitzes nicht rundweg. Eine Einordnung der Stuttgarter Ausstellung in den internationalen Kontext beschließt den Aufsatz. Der Tenor aller Ausstellungen lief darauf hinaus, die europäischen Kolonialstaaten hätten „Frieden, Zivilisation und Wohlstand in die von ihnen eroberten und regierten Gebiete gebracht.“ (S. 192). Gewaltanwendungen hätten nicht stattgefunden.

Alle Autor*innen stimmen darin überein, dass ihre Beiträge nur ein erster Aufriss zum Umgang mit der Kolonialgeschichte des deutschen Südwestens sein können, und regen weitere regional- und lokalgeschichtliche Forschungen an. Die Herausforderung, sich vertieft dem schwierigen kolonialen Erbe zu stellen, kann abschließend nur unterstrichen werden. Der Band leistet dazu einen gewichtigen Auftakt und gibt erste wegweisende Impulse. Weitere Anregungen lassen sich einem Literaturverzeichnis sowie einer Übersicht über einschlägige Websites im Anhang (S. 229–248) entnehmen. Ein Orts- sowie ein Personenregister erschließen den Band.

Sabine Holtz

Steffen SEISCHAB (Hg.), *Provinz und Moderne im Land um Teck und Neuffen*. Frickenhausen: Verlag Sindlinger-Burchartz 2021. 174 S., 88 Abb. ISBN 978-3-928812-77-1. € 15,80

„Provinz“ und „Moderne“ – mit diesem in vielerlei Hinsicht konträren Begriffspaar unternimmt der Nürtinger Historiker Steffen Seischab den Versuch, die Etablierung innovativer Industrieunternehmen mit ihren gesellschaftlichen Folgen in der eher ländlich geprägten Region um die Bergfestungen Teck und Neuffen zu ergründen. Unterstützt wird er dabei von zahlreichen Historikern aus der Region, die in 16 Biografien dem Leser zeigen, wie sich dieser „Einzug der Moderne“ konkret gestaltete.

Den Beginn macht eine kleine Geschichte der bedeutendsten Unternehmerdynastie des 19. Jahrhunderts in Kirchheim unter Teck, der Familie Kolb, bzw. in den späteren Generationen der Familie Schüle. Dieses Textilunternehmen hatte sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erfolgreich in der Stadt etabliert und dabei zunächst die Proteste des lokalen Handwerks und der Zunftverbände evoziert. Dieser Protest stieß beim Herzog jedoch auf taube Ohren. Aufgrund seiner guten Beziehung zum württembergischen Hof konnte Johannes Kolb beständig neue Herstellungsverfahren zur Anwendung bringen. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich der Familienbetrieb sodann zu dem ersten Großunternehmern der Stadt. Essentiell war dabei auch der starke Bezug auf spezifische Kundenwünsche und die flexiblen Produktionsweisen, mit der sich Kolb & Schüle schnell an neue Marktsituationen anpassen konnte.

Von weiteren erfolgreichen Unternehmensgründungen berichten die Abhandlungen über den Flansch- und Schraubenfabrikanten Max Weise sowie die Gebrüder Scheufelen, die im Lenninger Tal eine Papierfabrik errichteten. Beide Unternehmen offenbarten zahlreiche Parallelen. So führten sowohl Weise wie auch die Scheufelen-Brüder ihre Häuser als Patriarchen, die nicht nur das Arbeitsverhalten, sondern auch das Privatleben ihrer Arbeiter prägen wollten. Die Unternehmer selbst ließen sich prächtige Villen erbauen, die dem zeitgenössischen Geschmack entsprachen und deren Bedeutung naturgemäß in der Repräsentation des eigenen Erfolges lag. Inwieweit die sich dabei etablierenden Betriebshierarchien modern waren, oder ob es sich hierbei nicht lediglich um eine Übertragung tra-